Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 1

Artikel: Stefan
Autor: Jemelin, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634036

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stefan

Von *Erika Jemelin*

Er war ihnen entkommen, Gott sei gelobt, sie hatten ihn nicht erwischt. Trotz Stacheldraht und geladenen Gewehren nicht, und dem Schmerz, der ihn Augenblicke lang zu zerreissen drohte. Leicht war es nicht gewesen, nein, sicher nicht. Aber was hatte er schon besseres zu verlieren als sein bisschen armseliges Leben und ein Herz voll Kummer und Leid. Was hätte man ihm noch Furchtbares tun können, nach all den Monaten der Hilflosigkeit und bitteren Qual. So hatte er es gewagt, und der Himmel mochte wissen, welch gütige Macht ihm beigestanden, welch tröstender Stern über ihm gewacht hatte.

Zuerst der Stacheldraht. Das mühsame Vorwärtsschleichen im Kot und die bebende Furcht, Schritte zu hören und ein Gewehr, das mit hartem Ruck an die Wange gelegt wurde. Aber es gelang. Die Nächte waren ihm gutgesinnt und die Wälder, die dunklen, verbergenden. Er entsann sich, dass er als Knabe in früheren, längst ausgelöschten Ewigkeiten, sich vor dunklen Baumstämmen gefürchtet hatte und vor ihnen davongelaufen war. Wie lächerlich dumm, ein solches Gebaren! Jetzt wusste er, sie waren seine Freunde, und unter Brombeerhecken schlief sich gar nicht so schlecht, wie man hätte meinen können.

Der Hunger, ja, der war schon schlimm, aber was alles hätte man nicht mutig und ohne zu seufzen ertragen, jetzt, da es in die Freiheit ging. Und da war ja auch das kleine Mädchen gewesen, welches trällernd durchs Feld gelaufen war, um dem Vater das Mittagessen auf den Acker zu bringen. Ein liebes, kleines Ding mit Kornblumenaugen, die ihn gross verwundert gemustert und kein bisschen Furcht verraten hatten. Ohne sich lange zu besinnen, hatte sie ihm den Inhalt des Korbes geschenkt und dazu gelächelt. Wie nur Kinder lächeln können, die noch nichts wissen vom Schrecken der Welt.

Und so war eigentlich alles gut gegangen, fast bis zuletzt. Bis dort, wo der Waldsaum sich in der hellen Wiese verliert und ein anderes Land beginnt. Ein freies Land, ein glückliches Land! Die Insel seiner Träume, die Sehnsucht zerquälter Stunden. Wo er wieder aufrecht seines Weges gehen und alle Knechtschaft würde abstreifen dürfen. Wie nah und verheissungsvoll es am anderseitigen Ufer der Wiese lag und zu ihm herüberlockte! Ihm von Dingen erzählte, auf die er lange Zeit nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, weil das Leben in der Gefangenschaft so ohne jeden Lichtstrahl war und ohne jede Barmherzigkeit.

Niemand würde behaupten können, er sei unvorsichtig gewesen. Hatte er nicht, allem Verlangen zum Trotz, gewartet bis zur Nacht? War er nicht, den Körper fest an die Erde geschmiegt, auf allen Vieren über die Wiese gekrochen, viele Stunden lang? Und dann, gerade im allerletzten Augenblick, hatte die Kugel ihn erwischt. War in ihn eingedrungen und hatte seinen müden Leib mit Schmerzen überschwemmt. Aber dennoch war er ihnen entgangen, denn er fiel auf freies Land.

Am nächsten Morgen wurde er gefunden und ins Spital gebracht. Lindernde Hände mühten sich um ihn und spendeten Trost. Er vernahm Worte, die aus grosser Weite den Weg zu seinem Herzen suchten und die er nicht verstand. Aber was tat es? Einer, der aus der Hölle kommt, ist schon dankbar, dass der Himmel blaut. Der faltet die zerschundenen Hände über dem weissen Leinentuch und versucht ein Lächeln, von dem er geglaubt, dass es längst in Not und Elend untergegangen und auf ewig verloren sei.

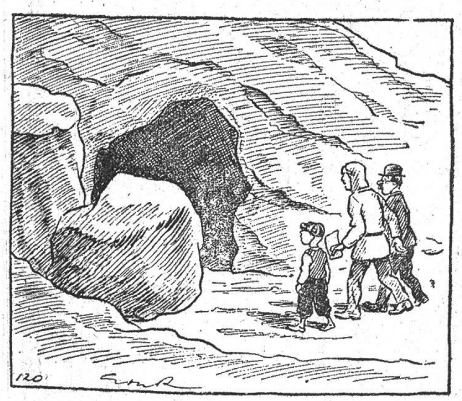
Von was er träumte in den Nächten, da er die Decke von sich warf, mit grossen, entsetzten Augen in die Dunkelheit starrte und zitternde Worte stammelte? Niemand wusste es. Das taten sie ja alle, die durch das Grauen gegangen, und keiner, der nicht dabei gewesen, hätte es zu verstehen vermocht.

Aber einmal, an einem klaren Sommertag, da stand das Fenster offen, und der Wind brachte eine Welle von Blütenduft. Stefan schlug die Augen auf und gewahrte einen schimmernden Sonnenstreifen an der kahlen Spitalwand und ein Stücklein Himmel im Fensterausschnitt. Da war es, als ob er nach langem Schlafe erwache und zu sich komme. Wie nur kam es, dass er hier lag und müssig war, während sie ihn daheim auf den Feldern erwarteten? Während das Korn reif wurde und gelb, und die Wiesen gemäht sein wollten. Ach, der Krieg war schuld, dass er sich hatte vergessen können, aber nun war es höchste Zeit. Jetzt musste er sich beeilen, und vielleicht gelang es ihm, noch rechtzeitig heimzukommen zur Ernte. —

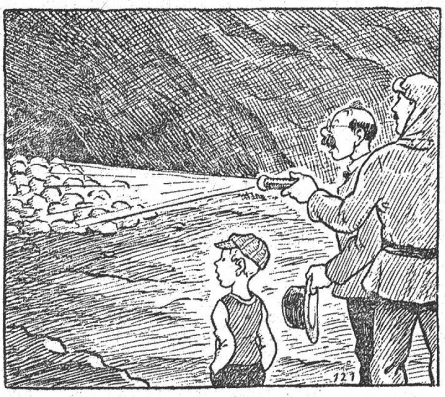
Am Fenster, mitten im Sonnenschein, fand man ihn, Stefan, den Bauernsohn aus dem fremden Land. Tot. Und das war gut so, denn hatte er sich nicht nach der Freiheit verzehrt und sie in hundert Gebeten erfleht? Jetzt war sie ihm zuteil geworden, er war in sie eingegangen, vor sich das blühende Land. Und niemals würde er nun erfahren müssen, was mit seiner Heimat geschehen. Mit den fruchttragenden Aeckern, mit dem Wald, dem rauschenden, und den Menschen, die in vergangenen Sommern die Sense geschultert, und frohe Lieder gesungen hatten. Nein, dies alles blieb ihm erspart, und das war gut so.

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

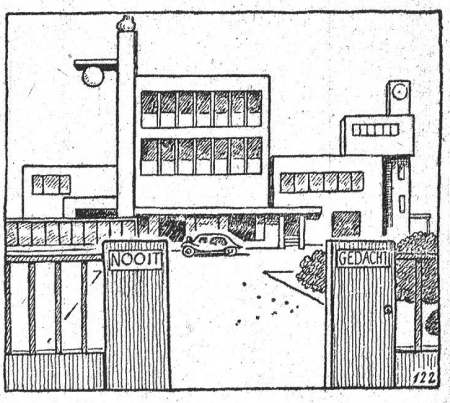
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
Schluss



120. Ueberglücklich und mit vor Erwartung pochenden Herzen sputeten sie sich nach der angegebenen Stelle und fanden dort nach einer verwickelten Route endlich die Höhle, wo der Schatz versteckt war. Grosse Steine beiseite schiebend, von einem Gang in den andern kriechend, bewegten sie sich mühsam vorwärts.



121. Dann... ein Jubelruf! Man befand sich in einem ziemlich weiten unterirdischen Raum und im Lichtbüschel der Taschenlaterne des Piloten funkelte und schimmerte es von allen Seiten. Hunderte von Kilogramm rohes Gold, die gewiss einige Hunderttausende Franken einbringen würden, lagen hier aufgeschichtet. Herr Krauseminze lüftete ehrerbietig den Hut und Karlchen stand mit offenem Munde dabei.



122. Herr Krauseminze war ein reicher Mann. Zurück in der Heimat, liess er sich vom berühmten Architekten Atlantiko Platonicus Utopias eine hypermoderne Villa bauen, mit Aufzügen, Unterständen und Autoschuppen. « Genau eine Geometrieaufgabe! » dachte Karlchen. Und auch Herr Krauseminze fand sie eigentlich gar nicht schön. Aber sie war zeitgemäss und teuer, und das war die Hauptsache!

E N D E